

Nr. 32. Bromberg, den 8. Februar 1929.

Eliza.

Roman von **Rudolph Stratz.**

14.

Schneegestöber stiebte um die Mainzer Zitadelle. Lichtpünktchen kränkelten hinter ihren eisenvergitterten Fensterluken. Erloschen, eins nach dem anderen, in der heulenden Januarnacht.

„Hörst du nix, Märtche?"

„Nix!"

Die beiden Frauen standen, Kapuzen über dem Kopf, in weißbeflockte Wettermäntel gewickelt, knöcheltief in den Schneewehen hinter dem Drususturm der Zitadelle. Die eine beugte gegen den schneidenden Nordost den vermummten Kopf um die Ecke des mächtigen, römischen Mauerklotzes und zuckte zurück.

„Paß Obacht, Märtche — die Ronde!"

Undeutliche Schatten . . . Gewehre . . . Stimmen im Sturm . . . fluchende, frierende, kleine Provençalen — oder Sizilianer — oder Dalmatiner — oder was sonst nach Napoleons Willen da am winterlichen Rhein schilderte . . . Vorbei . . . Die zwei Nachtgestalten lösten sich von dem finsteren Gemäuer, an das sie sich gepreßt.

„Der Maréchal des Logis wollt' uns doch sicher hier treffen?"

„Ha freilich!"

Von der Alarmbastion, der roten und der Defensionskaserne, bliesen die französischen Hörner die abendliche Retraite. Unten, durch die dunkle Rheinbundfestung hin, wiederholten französische Trompetenstöße und Trommelwirbel den Zapfenstreich.

„Auf den welsche Quartiermeister kann man sich doch verlasse, Märtche?"

„Der is ja so aufs Geld aus . . . Sell is e Judas, wie er in der Schrift steht!"

„Wo bleibt er denn nur . . ."

Vom Turm der Stephanskirche dröhnten neun Klöppelschläge durch das Pfeifen des Windes hinunter auf Mainz. Aus der Ferne, von der Zitadelle her, ein „Halte-là! Qui vive?"

„Sogar in der wüsten Nacht sind die Schote, die Franzose, alleweil unterwegs!"

„Und der Franzos', den wir brauche, traut sich nicht heraus!"

„Da stapft doch so e Pelzmärtel auf uns zu!"

„Das is der Quartiermeister . . . "

„Faites Attention!" raunte es heiser. Der Schneemann stand vor den beiden Frauen. Die Größere von ihnen erwiderte hastig sein Französisch.

„Was bringen Sie für Nachrichten?"

„Keine schlechten, Madame! Monsieur Wisselinck wird seinen Prozeß vor dem Kriegsgericht nicht hier in Mainz, sondern in Toulon haben! Die Ordre ging heute durch unser Bureau. Er wird bereits Anfang nächster Woche nach Frankreich überführt werden!"

„Weshalb — um Gottes willen?"

„Das Kriegsgericht, Madame, kommt unfehlbar zu einem Todesurteil! Man wünscht aber keine Füsilladen mehr hier am Rhein! Die Bevölkerung versteht die gute Absicht des Kaisers regelmäßig falsch! Am Mittelmeer kräht kein Hahn danach, wenn man einen Deutschen erschießt!"

„Was ist jetzt zu tun?"

„Eine gewaltsame Befreiung, Madame, ist unmöglich! Die Zitadelle ist zu scharf bewacht!"

„Ich weiß es nur zu gut!"

„Aber dieser Marschbefehl nach Toulon öffnet uns einen andern Weg! . . . Er ist nicht billig! Madame: Ich verlange fünfzigtausend Franks!"

„Sie sollen sie haben!"

„. . . erst bei Beginn des Unternehmens! Ich bin ein Ehrenmann! Ich vertraue Ihrem Wort! Sie sind eine hohe Dame. Eine Souveränin des Rheinbunds!"

„. . . als ob Sie nicht wüßten, daß Napoleon gleich nach dem Tode meines Mannes das Fürstentum Praunheim zum französischen Kaiserreich geschlagen hat!"

„Trotzdem, Madame . . ."

„Aber wenn ich auch von Napoleon entthront und auf das Schloß Krähenstein verbannt und verarmt bin — so viel hat mir der Reb Löb in der Judengasse in Frankfurt, bei dem ich vorhin war, immer noch für meine Kestricher Hochzeitsjuwelen gegeben, daß ich Sie bezahlen kann!"

„Gut denn, Madame! So hören Sie: Mein Schlachtplan — untrüglich wie einer des Kaisers selber — ist der folgende: Ich verfüge auf unserem Bureau über die Stempel! Ich verstehe die Unterschriften zu fälschen! Ich fertige also eine Ordre aus, an deren Inhaber, sobald sie diese vorzeigen, Monsieur Wisselinck zum Transport nach Toulon ausgeliefert werden soll . . ."

„. . . und wer wird von dieser Ordre Gebrauch machen, um meinen Freund zu befreien?"

„Das ist Ihre Sache, Madame! Das geht über meine Kräfte! Wir benötigen mehrere entschlossene Männer unter Ihren Landsleuten, die ein fließendes Französisch sprechen und in den Uniformen französischer Offiziere, die ich bereithalten werde, keinen Verdacht erwecken! Sehen Sie zu, diese Helfer schon in den nächsten Tagen aufzutreiben, um Ihren Schützling auf Grund meiner Papiere, die ich heute noch vorbereite, in Empfang zu nehmen und durch Deutschland weiter zu geleiten. Sonst wird es zu spät!"

„Ich will es versuchen!" sagte Eliza Praunheim tonlos durch den Sturm.

„Nicht diese Hoffnungslosigkeit in Ihrer Stimme, Madame! Sie müssen diese Männer finden! Es gibt keine andere Rettung! . . . Und nun benutzen Sie die Nacht und Wind und Wetter, um unbemerkt in Ihr Schloß im Odenwald zurückzufahren, und kommen Sie so bald als möglich mit einer Handvoll unerschrockener Männer wieder hierher!"

Die schwarze Nacht verschluckte den weiß überstäubten Pelz des Maréchal des Logis. Die beiden Frauen kämpften sich mit gesenkten Kapuzen gegen den Schneesturm bergabwärts. Das dralle Märtche stiefelte voraus:

„M'r meint, m'r wär in Pole obe und nit am Rhein . . .", rief sie und hemmte plötzlich ihr Gestapfe. „Jessesmarja — da guck emol . . ."

„Wovor fürchtest du dich denn schon wieder, du Angsthas?"

„Da — neben dem Weg — bewege sich Schatte von Mannsbildern — drei oder vier . . . wie die Wölf' in der Nacht . . . Die werde uns doch nix tun?"

„Ich glaub', die habe mehr Bang' vor uns, als wir vor ihne . . . Sie schleiche ganz still beiseit' . . ."

„Und denke, wir sehe sie nit! Gott weiß, was die Gutedel vorhabe . . ."

„Kurasch'! Als an ihne vorbei!"

„Da unte sind schon die Laterne von unserem Chaisewägelche! Brrr! Das gibt e kalte Nachtfahrt durch die Rheinebene! Ich wollt', wir wäre schon im Schloß!"

Dort oben, in ihrem wie ein Backofen überheizten Rokokozimmer der Burg Krähenstein, nippte am nächsten Vormittag die Grand'maman aus einem Silbertäßchen ihre Schokolade Steif und aufrecht, ein vergessenes Stück achtzehntes Jahrhundert, thronte sie, ohne Rückenlehne, auf dem Taburet, und ihre kleine Stimme läutete schrill und dünn, wie gesprungenes Glas.

„Bei dieser Ehe-Allianz in der Wiener Hofburg, liebe Krickenberg, hielt erst der Außerordentliche Herr Ambassadeur eine wohlgesetzte Harangue! Dann legte der Königlich Polnische Churprinz eine Anrede an die Kaiserliche Prinzeß-Hoheit ab, und deren Frau Aja sowie die Fräulein Hofmeisterin standen zu ihrer Linken und . . ." Die greise Gräfin-Witwe Honorine von Praunheim-Krähenstein unterbrach den Bericht an ihre Hofdame und wandte, im Aufkläffen des Wachtelhündchens und dem Geschrei des Papageis, den uralten, verrunzelten Vogelkopf tadelnd nach der Türe.

„Du siehst fatiguiert und enrhümiert aus, Eliza!" sagte sie zu ihrer Enkelin, deren blasser, hübscher Kopf durch den Spalt spähte. „Zu meiner Zeit wäre das mauvais goût gewesen! Eine Grande-Dame, die nachts in einem schlechten Fuhrwerk bei Schnee und Sturm auf der Landstraße herumliegt!"

„Ei — ich hatt' in Frankfurt zu tun . . ."

„Mit den Hebräern wegen deines Schmucks zu schachern — obwohl der Kaiser der Franzosen . . ."

„. . . . nachdem er glücklich ganz Praunheim in seine unersättliche Tasch' gestopft hat . . ."

„Dich angewiesen hat, dein Heimatschloß Krähenstein nicht zu verlassen . . ."

„Ei — der Bonapart' kann mich gern habe!"

„Mon dieu! . . . Mon dieu! . . ." Die Mumie der Grand'maman begann nervös zu zittern. „Du sprichst von Napoleon!"

„Für mich is er der General Bonapart'! Die Engländer nennen ihn auch nit anders!"

„. . . und ich weiß, du Unglückliche, woher dir diese jakobinischen Allüren anfliegen! . . . . Man braucht nur zu sehen, wie du dich kostümierst! Ist das ein Habit für eine Witwe?"

„Ich bin von Kopf bis zu Fuß schwarz equipiert!" sagte Eliza Praunheim und schaute an sich hernieder. Sie trug zu einem schwarzen Rock einen ebenso schwarzen, nach der Art eines soldatischen Reitfracks geschnittenen Schwalbenschwanz mit schwarzer Brustverschnürung und steifem hohen Halskragen der ebenso wie die Ärmelaufschläge, nicht schwarz, sondern tief dunkelblau war. Die Grand'maman runzelte die welken Lippen zu einem ironischen Grabeslächeln.

„Du hälst es mit den Gänsen in Hannover und England, die den Spenzer à la Brunswick tragen, zu Ehren des Herzogs von Braunschweig! Aber ich weiß, wer dein Herzkönig ist . . ."

„Ich mag kei' Fastepredige, Grand'maman, sondern ich such' meine Brüder! . . . Jetzt wären die, zum erstenmal in ihrem Leben zu 'was nütz! Der Hyazinth hockt in der Bibliothek? Allons!"

In dem großen, kahlen Bücherraum, eingewickelt in eine mottenzerfressene Bärendecke, drehte der mönchsbleiche, jüngere Graf, den Gänsekiel hinterm Ohr, träumerisch seine blaue Nase über die Schulter zu seiner stürmisch hereinfegenden Schwester.

„Ich wag's Eliza!" sprach er verklärt.

„Gelt — wagen muß man, Hyazinthle!" Sie rüttelte ihn begeistert am Arm.

„Ich wag's und führe kurz und bündig in meiner Chronik den Ursprung unseres Geschlechts auf Aeneas selbst zurück . . ."

„O du Simpel . . ."

„. . . oder, wenn man will, sogar auf den Vater Anchises und die Aphrodite . . ."

„Wenn der gewußt hätt', daß er 'mal so 'nen Nachkommen hätt', so hätt' er sich nit aus Troja rette lasse . . .!" schrie Eliza Praunheim wütend. „Ach — sei still . . . du taugst mir nix zu dem, was ich vorhab'! Das seh' ich schon!"

Sie rannte aus der Bibliothek suchend durch die Hallen, die Treppen hinab bis zu de rgroßen Küche im Erdgeschoß. Über dem offenen Feuer drehte sich ein Spanferkel am Spieß, und um das Feuer schwang sich Kasimir der Siebente, Reichsgraf zu Krähenstein, mit der bloaden, jüngsten Küchen-Adjunkta gravitätisch im Dreischritt. Sein Haarbeutel baumelte schief über dem rosigen Gesicht mit den eng beisammenstehenden Schlitzaugen und der fliehenden Stirne. Seine goldgestickten, zerrissenen Atlasschöße flogen. Der dicke Mundkoch schlug mit dem Schürhaken auf einer Eisenpfanne den Takt. Die Küchenjungen klatschten dazu in die Hände. Die Tellerwäscherinnen grinsten. Die Fürstin-Witwe Eliza sah das traurig an, schüttelte hoffnungslos den Kopf und ging hinaus. Draußen auf dem Hof kriegte sie den Junker Léon Boxbach zu fassen, wie er gerade hinter der Beiköchin her rannte. Der lange, stoppelbärtige, pausbäckige Mensch stak mit seinen siebenundzwanzig Jahren immer noch in der ausgewachsenen Pagentracht. Er sah bald begehrlich nach dem entfliehenden Küchenmensch, bald wieder weinerlich auf die Fürstin Eliza. Wachsende Angst verzog bei ihren heftigen Worten seine Züge in das Kindische.

„Nein — da fürcht' ich mich . . ." Er retirierte wehleidig nach dem Pförtchen zum Küchengarten. „Ich mach' keinen französischen Offizier!" Er wischte durch die Wölbung. „Nachher sind die Franzosen bös auf mich! . . . Nein . . . nein . . .!"

Weg war er. Eliza Praunheim stand mit ihrer Kammerdienerin, dem blonden Märtche, beisammen. Sie war bleich vor Angst und Ungeduld.

„Du bist eine treue Seel'!" sagte sie. „Aber kein Mannskerl! Herrgott im Himmel — wo krieg' ich nur ein Viertelschock Männer in unserem große Hasestall am Rhein her? Die Lümpche, die mir damals hier gegen den Lambert, den Generalkommissar geholfe habe, der stelzbeinige Türke-Lutz und der Wilderer-Schorsch, und der Kipfele, der Kaffeeschmuggler — die kann ich doch alle hier nit brauche . . ."

„. . . den Vater Philipp, den Schäfer — oder den Schloßmüller . . .?"

„Du Dummche — es müsse doch Leut' sein, die französisch wie Wasser parliere und dem Bonapart' seine Uniform mit Anstand trage! . . . Komm' mit 'nunter in die Stadt! . . Vielleicht hat da noch einer das Herz nit in den Hose und hilft! Der Hoftailleur — der hat von seiner Kundschaft den Pariser Aweck gelernt! Der könnt' gleich in Mainz für so ein windiges Französle passiere . . ."

Und der Schneidermeister war auch wie der Wind: zum Laden hinaus, im Hofstübchen hinter die umfangreichen Röcke seiner Frau, die kriegerisch, ohne alle ihre sonstige Ehrfurcht vor dem Hause Praunheim die Fäuste in die Seite stemmte. Da war nichts zu wollen! Und der weißhaarige Hofapotheker nebenan unterbrach die Mischung seines Wiener Tränkleins und faltete salbungsvoll wie ein Prediger die Hände: „Euer Gnaden haben in der Witwentrauer die Zeit verschlafen! Wir sind jetzt hier zu Land französisch und blühen unter dem Zepter Napoleons des Großen!" Und der breitbauchige Rektor im ehemaligen hochgräflichen Amtshaus rückte die Hornbrille von der klobigen Nase und wischte sich den Angstschweiß von der Glatze: „Zwinge mich Ihro Gnaden nicht, meine Pflicht als Praunheimscher Patriot zu prästieren und ein warnendes Aviso an den Herrn Festungskommandanten in Mainz gelangen zu lassen!"

Eliza Praunheim ging durch die Gassen. Musterte die Häuser. Der Hofsäckler? Der Hofschuster? Der Hofkrämer? Der Viehhändler Mendel Wolf? Der Schutzjude Hiob Hirschhorn . . . ? Sie zuckte trostlos die Achseln.

„Das is alles nix!" sagte sie . . . „Komm' retour, Märtche! Ich weiß keinen Rat mehr! Ich kann nur noch beten: Herrgott im Himmel, schick' mir deine Boten!"

„Da obe steht der Paulick!" keuchte das Märtche, während die beiden den vereisten, steil gewundenen Schloßpfad emporklommen.

„Der Taugenix guckt nach 'was aus — mit seine schnapsfeuchte Augendeckel!"

„Nach uns! . . . Er winkt! . . ."

Die junge Fürstin-Witwe erreichte atemlos den Burghof und scheuchte mit einer widerwilligen Handbewegung eine Fuselwolke von sich.

„Hat das alt' Laster schon am hellichten Vormittag wieder schief gelade! Marsch — fort!"

„Es sind zwei niederländische reisende Diamantenhändler da — samt ihren Dienern — die mit Ihro Hoheit negozieren wollen!" lallte der alte Kammerhusar auf schwankenden Beinen.

„Meld' ihne, sie käme einen Posttag zu spät! Der Handel wär' schon seit gestern mit dem Reb Löb in der Frankfurter Judengass' perfektioniert!"

Eliza Praunheim trat in die Schloßhalle, streifte die Überbabuschen von den Füßen und warf der Märtche Mousquetaires und Wildschurumhang hin. Zwischen den Ritterrüstungen schlich geduckt, untertänig, händereibend, der Haushofmeister Küchelbäck hervor. Der Nachglanz eines unerhörten Douceurs übersonnte sein ältliches Fuchsgesicht.

„Was will Er denn, Er Dieb?" Die Fürstin furchte unmutig die dunklen Brauen

(Fortsetzung folgt.)

Brockenfahrt.

Eine Geschichte von Ludwig Bäte.

„Und es geht nicht, sage ich dem Herrn nochmals. Keine drei Schritte vorwärts können Sie sehen!" knurrte der Förster vom Torfhaus, indem er gereizt den hölzernen Löffel, mit dem er eifrig in den Morgenbrei gefahren, hinwarf.

Ruhig fiel ein Leuchten aus den braunen Augen Wolfgang Goethes oder des Malers Weber, wie ihn der bärtige Waldschrat kannte, dem auf dem abgelegensten Posten des Stolberg-Wernigeroder Grafen so ziemlich jede Zuvorkommenheit abhanden gekommen war. Doch ein bittender Blick, den sein Weib ihm zuschickte, ließ ihn auf des Fremden Frage „Haben Sie keinen Knecht, niemanden?" mit einem brummig-gutmütigen „Ich will mit Ihnen gehen!" antworten. Um so mehr, als der unberechenbare Riese mit einem Male das Dunkel zerrissen hatte und klar und schön durch die schneeumhegten Bleifenster der rußigen Stube schaute, in der ein starkes Feuer die grimme Dezembermorgenkälte vertrieb.

Goethe sah nicht, wie verzehrend die Augen der jungen Tochter an ihm hingen, und beantwortete fast einsilbig die Fragen der Förstersfrau beim Frühstück, das dampfend auf dem rohen Tannentisch stand. Heilig durchschauerten ihn die Frühe und ein rätselseltsames Etwas, das der Berg lösen sollte.

Scharf schnitt draußen der Wind und riß dünne Streifen in die herdfeuerheiße Haut. Aber es war eine reine Kälte, die aus den Tälern stieg. Milchig spannte sich der Himmel über den Sichtkreis. Schwer stapfte der Förster hinterdrein. Der schlanke Wanderer hörte kaum, was jener vom Herzog Julins Heinrich von Braunschweig, der einmal mit seinem Weibe den Brocken bestiegen, von Zar Peter, der ebenfalls oben gewesen, von Hexen und Wichten erzählte. Nur einmal mischte er sich drein, als sie das moorige Brockenfeld am Abhange des Quitschenberges ausgebreitet sahen, und der bereifte Grünrock kam aus dem Erstaunen nicht heraus, als der merkwürdige Fremde genaue Kenntnis zeigte von allem, was dort seit Jahrhunderten wurde und wuchs.

Steiler stieg der Weg. Manchmal verlief er spurlos im Schnee, manchmal hatte der wühlende Wind eine Blöße gefegt, und dürre Eriken und Baccinien froren kümmerlich an rauhen Granitblöcken. Dann floß die Einsamkeit wieder feierlich um die mühsam Aufwärtsklimmenden.

„Wernigerode, Herr!"

Da lag das Nest. Wie Tupfen aus dem Farbkasten die Giebel, breit darüber die Schieferdächer der Burg. Ob Plessing ruhiger geworden war? Seltsam, wie ihn sein blasses Bild hier oben packte!

Im dumpfen Goßlar und im Schloßenschnee auf dem Nacken seines Tieres hatte er's fast vergessen.

„Bin ich schuld an ihm?" Aber hatte er nicht die Pflicht, das, was stürmend in ihm drängte, zu geben? Und sei's selbst um den Preis seines Lebens? Hatte er nicht auch in tausend Herzen Flammen heiliger Andacht angezündet? Und hatte er dem Verstörten nicht alles gegeben, was er geben konnte? Den Blick in die ewige Natur, die alle Wirrnisse heilt, den Rat, tätig in ihr Leben einzugreifen, sei es als Gärtner oder Landbebauer, als Jäger oder Bergmann? Oder rein als Beobachter auf ihrem Werke ruhend? Und doch drängten sich wieder innig die Strophen auf seine Lippen, die er beim Verlassen der Baumannshöhle geschrieben:

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!

Rasend rollten die Bilder aus dem wilden Gesange vorüber. Die Brüder am Ettersberg, der Herzog, sein Häuschen am Stern, und mitten dazwischen, prächtig klingend wie eine Schlittenfahrt, sein Leben. Feste, wilde Zerstreuungen, leere Kassen, und am Hang der Ettershöhe hungernde Bauern und in Ilmenau und Apolda Armut und Elend. Doch in allem Hin und Her zwei Augen. „Lieb Gold!" Fast hätte er es laut gesprochen. Doch da hetzte ein Rudel Rehe vorüber, und das Wettern des Führers, der seine Büchse zu Hause gelassen, wandelte das fromme Wort in ein Lächeln. Fröhlich schwatzend über dies und das schritten die beiden rüstig von Höhe zu Höhe.

Schärfer pfiff der Wind. Eisnadeln stachen. Rauhreif stäubte in Schwaden, und dort, über den leichnamtoten Streifen Torfmoos hinweg, duckte sich das kleine Brockenhaus. Höher, höher! Der Wind ließ für Minuten nach. Höher! Wie von schweren Glocken bewegt, rief die hohe Luft. Weiter wuchs der Horizont — Wolfgang Goethe stand ehrfürchtig oben.

Kein Mensch sonst. Der Begleiter war ins Wolkenhäuschen gegangen, ein Feuer anzufachen. Er allein, unmittelbar auf einem Grunde ruhend, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinreicht, keine neuere Schicht zwischen sich und dem festen Boden der Urwelt. Wie heilig war diese Stätte!

Aus Urgründen der Schöpfung stieg dieser Berg. Gott selbst hob ihn hoch. Gott!

Ich fühle dich, darum bin ich einsam. Wie gewaltig du bist! Kalt weht aus ewigen Weiten dein Atem mich an. Kühle das heiße Hirn! Warum bleibst du fern? Du Unergründlicher, was willst du von mir? Ich fühle, wie dein Odem Leben wird, Feuer umflackert mich, Flammen züngeln. Sprich, was willst du?

Und eine Stimme kommt: „Werde, der du bist!"
Sehr leise geht ein Hauch über die Höhe.
Betend kniet ein Mensch.
„Hilf mir, mein Vater!"
Sehr leise geht ein Hauch über die Höhe

Warum Ghulam Nabi-Chan seinen König stürzte

Eine afghanische Geschichte von Georg Eschenbach.

Rund vierzig Jahre sind es her, da herrschte im Bergnest hoch oben im Nordosten Afghanistans großer Jubel: Mahmud Nabi-Chan, der Lambadar (Dorfhäuptling) feierte die Geburt seines ersten Sohnes. Das ganze Dorf war bei ihm zu Gast. Der warme Hammeltalg floß den Braven über das bärtige Kinn, und ihre Hände fuhren unermüdlich in die großen Kessel mit dem dampfenden Pillaw. Auch Feis Mollah, der Priester, ein gar eifriger Jünger des Propheten, wohnte dem Feste bei. Er hockte neben Mahmud Nabi-Chan und wischte sich befriedigt die fettigen Finger an seinem schönen schwarzen Barte ab: „Es ist sehr nett bei dir, Mahmud Nabi-Chan, und Allah wird deinem Sohne lohnen, was du mir, seinem Diener, heute und schon ehedem Gutes angetan hast."

Der Segenswunsch des braven Mollah ging in Erfüllung, denn als Mahmud Nabi-Chan bei einer Siegesfeier das Genick brach, wählten die Dorfbewohner Ghulam Nabi, seinen Sohn, den erst Dreißigjährigen, zum Lambadar. Wieder schmorten die Hammel am Spieß, und wieder verschönte Feis Mollah das Fest. Sein schwarzer Kinnschmuck Hammeltalg, den er sich von den Händen wischte, stach Hammelalg, den er sich von den Händen wischte, stach nicht nicht mehr davon ab: „Tritt in die Fußtapfen deines Vaters, Ghulam Nabi-Chan, und wenn du einen Rat benötigst, so wende dich vertrauensvoll an mich." Da küßte der junge Lambadar ehrfurchtsvoll Feis Mollahs schmutzigen Kaftan.

Einst kam die Kunde in die Berge, der Emir sei zu Dschelalabad ermordet und der dritte unter seinen Söhnen habe den Thron bestiegen. Die Leute im Bergnest oben fanden die Dinge ganz in Ordnung, und Feis Mollah hob die Handflächen gegen Himmel: „Insch' Allah."

Doch nach Jahren schwirrten merkwürdige Gerüchte durch die Berge: Der Emir trage keinen Turban mehr, sondern eine steife Filzröhre mit einem Lederstück über den Augen. Auch seinen Körper kleide er in Gewänder, wie sie nur die verhaßten Ferenghis trügen. Eine wunderliche neue Stadt werde draußen auf der Ebene von Kabul gebaut mit Häusern, wie man sie bisher in Afghanistan noch nicht gesehen, mit Straßen, die auch im Winter und bei Regen sauber blieben, und mit Lampen, die nicht angezündet zu werden brauchten und doch blendend strahlten wie die Augen Scheitans.

Feis Mollah sagte zu alledem kein Wort, sondern schüttelte nur sein weises Haupt. Doch als die Kunde kam, der Emir, der sich jetzt König nenne, habe den Frauen den Schleier genommen, da sprach er sorgenvoll: „Das gibt ein Unglück."

Bald danach kam ein Bote vom Wilajet in Faisabad: „Ghulam Nabi-Chan, der König will euch Lambadare alle sprechen und lädt euch nach Kabul." Ghulam Nabi-Chan sah Feis Mollah fragend an. Der war vor Ärger rot geworden, weil er nicht auch nach Kabul befohlen wurde, doch er sagte: „Zieh hin, mein Sohn und sieh', was Amanullah von dir will. Achte auf alles, was du hörst und siehst, damit du mir berichten kannst; doch hüte dich, daß deine Seele keinen Schaden leidet."

Ghulam Nabi-Chan zog nach Kabul. Schon am Tor empfing ihn ein Mann, der saubere, hohe Stiefel trug, enge Hosen und einen kurzen Rock mit allen Knöpfen und ohne jedes Loch. An seiner Seite hing ein Säbel, und Ghulam Nabi-Chan dachte: „Sicher ist dies einer von des Königs neuen Kriegern." Der Mann führte ihn in eine große Halle, wo hunderte von Afghanen standen: „Zieh deine Kleider

aus, Lambadar." Ghulam Nabi-Chan erstaunte, doch er gehorchte schweigend. Dann reichte ihm der Krieger ein enges, schwarzes Gewand, eine noch engere Hose und ein Paar enge Schuhe zum Schnüren: „Zieh dies an." Ghulam Nabi-Chan zwängte seinen Körper in die ungewohnten Kleider und bekam dann noch an Stelle seines fettglänzenden Turbans ein steifes schwarzes Etwas auf den Kopf gedrückt. Kaum war er fertig angekleidet, da kam ein Mann mit einem Napf voll Seifenschaum und wenige Minuten später war Ghulam Nabi-Chans Stolz, der schwarze Vollbart, gefallen.

Dann führte der Krieger ihn in einen wahren Märchengarten mit sauberen Wegen, Wasserfällen, klaren Brunnenbecken, unbekannten Blumen, und an einer Stelle standen Männer auf einem Haufen und zauberten aus großen, blinkenden Gefäßen eine Fülle unbekannter Töne hervor. Ghulam Nabi-Chan staunte, und manches gefiel ihm doch recht gut.

Hierauf durfte er mit anderen Lambadaren durch die unheimlich sauberen Straßen wandern. Als ihn die Füße in den ungewohnten Schuhen zu schmerzen begannen, hockte er sich mitten auf die Straße nieder. Da kam einer der Königskrieger im engen roten Rock, eine Pistole im Gürtel, auf ihn zu: „Lieber Lambadar, ich bin ein Schutzmann und soll für Ordnung sorgen. Du darfst dich nicht mitten auf die Straße setzen." Ghulam Nabi-Chan stand gehorsam auf, und der Schutzmann führte ihn zu einem hölzernen Gestell: „Setz dich doch hier auf diesen Stuhl." Der Lambadar gehorchte und fand, daß er auf dem unbekannten Sitz wie auf einem Throne saß. Das gefiel ihm recht gut.

Er sah Frauen ohne Schleier und in kurzen Röcken an sich vorüber gehen, und er fand, daß es sehr lustig war, hübschere Gesichter und Glieder bewundern zu können als nur die seiner dicken Zuleika daheim. Dann kam ein Wagen die Straße entlang, obwohl ihn keine Pferde zogen. Ein Mann im gleichen schwarzen Rock wie er saß darin. Alle Leute grüßten ihn, und er dankte freundlich. „Das ist der König", sagte der Schutzmann, und Ghulam Nabi-Chan wunderte sich.

„Du mußt jetzt wieder in den Garten gehen", ermahnte ihn dann sein Begleiter, „der König will euch Lambadare sprechen." Ghulam Nabi-Chan saß nun mit siebenhundert anderen auf schönen Stühlen, und vor ihnen stand der König. Von weiß gekleideten Knaben und Mädchen getragen flatterten die schwarzen Banner Afghanistans um ihn herum, und eine Frau, schöner als alle anderen, die Ghulam Nabi-Chan in der Stadt ohne Schleier gesehen hatte, saß an seiner Seite. Der König sprach gar merkwürdige Dinge: Er wolle die Armut aus den Bergnestern vertreiben, den Afghanen Häuser bauen an Stelle der Hütten, sie lesen und schreiben lehren, damit sie den Koran selbst deuten konnten, und die Frauen aus der Sklaverei der Männer befreien. „Erzählt alles daheim in euren Dörfern", waren seine letzten Worte. Dann gab es gutes, unbekanntes Essen, und alle Lambadare wurden entlassen. —

Inzwischen saß ein Fremder bei Feis Mollah oben im Bergnest: „Eure Herrschaft über das dumme Volk wird euch dieser König rauben. Lesen und schreiben sollen die Leute lernen, damit ihr sie nicht mehr an der Nase herumführen könnt. Der König muß fort, Feis Mollah, oder die Zeit wird kommen, da das Dorf dich auslacht." Feis Mollah strich sich über den weißen Bart, und sein Gesicht glühte vor Zorn: „Sei unbesorgt. Wir Mollahs werden ihn für sein Teufelswerk strafen." Ein Haufen Goldmünzen fiel in seine Hand.

Voller Neuigkeiten kehrte Ghulam Nabi-Chan ins Dorf zurück: „Wunder habe ich dort unten in Kabul gesehen. Das Paradies auf Erden wird für uns jetzt kommen, Feis Mollah, und Amanullah ist ein großer König." Da fauchte ihn der Mollah an: „Verflucht sei seine Seele. Du Esel, merkst du nicht, daß alles nur Blendwerk der Dschehenna ist. Scheitan spricht aus Amanullahs Worten und wird euch alle vernichten. Fort muß dieser König! Töten mußt ihr ihn!"

Da erschrak Ghulam Nabi-Chan gewaltig. Er senkte schuldbewußt den Kopf, riß sich die schwarzen Kleider vom Leib und küßte demutsvoll Feis Mollahs schmutziges Gewand: „Du hast recht, Feis Mollah, ich war verblendet."

Ein Vierteljahr danach stürzten siebenhundert Lambadare den König von seinem Thron. Die Frauen trugen wieder Schleier, die Straßen starrten wieder vor Schmutz, und Feis Mollah strich sich bei der Siegesfeier mit den fettverschmierten Fingern wohlgefällig durch den weißen Bart: „Möge es allen, die an unserer Macht zu rütteln wagen, ergehen wie Amanullah."

Der Fremde hockte neben ihm und lächelte.

Mein Freund Quantsch.

Von Kurt Miethke.

Quantsch liest eine Annonce in der Zeitung: „Landhaus, einen Steinwurf vom Bahnhof entfernt, zu verkaufen."

Quantsch geht an den Bahnhof und erkundigt sich nach dem Landhaus.

Nach zwanzig Minuten ist er da. „Verzeihung", fragt er, „ist dies das Landhaus, das zu verkaufen ist?"

„Jawohl", sagt freudestrahlend der Besitzer.

„So. Dann zeigen Sie mir mal den Mann, der den Stein geworfen hat. Das muß ja ein Genie sein."

*

Bei einem Autounfall verliert Quantsch ein Auge. Einäugig trifft er bald danach einen Freund.

„Armer Quantsch", meint der mitleidig.

„Mecker nich von wegen armer Quantsch und so", erwidert Quantsch, „ich sehe mit dem einen Auge mehr als du mit deinen beiden."

„Das wäre aber erst noch zu beweisen."

„Ich werde dir's beweisen. Sieh mich an! Wieviel Augen siehst du da?"

„Eins."

„Schön. Und ich mit meinem einen Auge sehe bei dir zwei! Also!"

*

Quantsch unternimmt mit Freunden eine Alpenwanderung. Sie schlafen in einem einfachen Landgasthaus.

Die Freunde machen sich einen Jux und streichen das Gesicht des schlafenden Quantsch mit Stiefelwichse an.

Am nächsten Morgen wird Quantsch von dem Zimmerkellner geweckt, steht schlaftrunken auf, geht an den Spiegel, betrachtet erstaunt das schwarze Gesicht, das ihm entgegengrinst, und ruft lachend aus: „Hahaha! Jetzt hat das Rindvieh von Kellner doch wahrhaftig den Falschen geweckt!"



Bunte Chronik



* **Keine Rosen ohne Dornen.** Wenn ein Mädchen so hübsch ist wie Miß Rose Pollock aus Oakland (Kalifornien), so darf es trotz der Männerknappheit etwas wählerisch sein. Die schöne Rose war aber doch etwas zu anspruchsvoll in bezug auf die männlichen Reize ihres Zukünftigen. Einst gab sie einem gut aussehenden jungen Mann berechtigte Hoffnung, doch plötzlich wurde sie anderen Sinnes und verklagte ihren enttäuschten Seladon auf Zahlung von zehntausend Dollar Schadenersatz, weil er ihr einen Kuß geraubt hatte, ohne ihr Jawort zu besitzen. Kurz danach spielte ihr ihre Laune wieder einen Streich, und sie verlor den zweiten Bräutigam. Den dritten ließ sie bald nachher vor dem Altar umsonst warten. Nun wollte es Miß Pollock mit dem Vierten versuchen. Also wandte sie sich an ein Heiratsbureau und bat dieses, die Bekanntschaft mit einem stattlichen jungen Mann zu vermitteln. Das Bureau entledigte sich seiner Aufgabe mit lobenswertem Eifer, und bald danach verlobte sich Miß Rose schriftlich mit Wilhelm Wendichlag aus Lodi. Als sich aber der Bräutigam eine Woche später in höchst eigener Person vorstellte, sah sie ihn nur mit einem Blick von oben bis unten an, sagte „Nein!" und warf ihm die Tür vor der Nase zu. Wilhelm trollte sich mit wenig geistreichem Gesicht. Bald danach erschien er aber wieder vor der Tür seiner Braut und bat um Einlaß. Das Türknallen war dieses Mal noch etwas lauter und deutlicher. Jetzt ließ Wilhelm aber nicht locker und trommelte Sturm: „Teuerste Rose, ich will dich heiraten." Niemand antwortete. Dafür ächzte nach wenigen Minuten ein Schutzmann die Treppe herauf: „So, Sie sind der Krakeeler, um dessen Verhaftung telephonisch gebeten wurde? Kommen Sie mit zum Polizeirichter." Wilhelm trabte mit und sah sich eine Stunde später wegen Hausfriedensbruchs zu neunzig Tagen Haft mit Bewährungsfrist verdonnert. Doch auch dieser Schicksalsschlag vermochte seine heiße Liebe nicht abzukühlen. Kurz danach erschien er nämlich mit dem erforderlichen Standesbeamten bei Miß Rose: „So, jetzt wird geheiratet! Verstanden?" Rose wollte nicht. Da schlug Wilhelm einen fürchterlichen Krach. Die hartnäckige junge Dame flüchtete ans Telephon, und ehe der wildgewordene Wilhelm sich besann, hatte ihn wieder ein Schutzmann am Kragen. Nun sitzt der hartnäckige Liebhaber im Arrest und brummt seine neunzig Tage ab.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.